

Zeitschrift:	Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber:	Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band:	1 (1958)
Heft:	2
Artikel:	Können sie lesen? : Der Anfang von Gottfried Kellers "Romeo und Julia auf dem Dorfe"
Autor:	Schneider, Wilhelm
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-387846

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KÖNNEN SIE LESEN?

Der Anfang von Gottfried Kellers «Romeo und Julia auf dem Dorfe»,
interpretiert von Wilhelm Schneider

Romeo und Julia auf dem Dorfe

Diese Geschichte zu erzählen, würde eine müssige Nachahmung sein, wenn sie nicht auf einem wirklichen Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die grossen alten Werke gebaut sind. Die Zahl solcher Fabeln ist mässig; aber stets treten sie in neuem Gewande wieder in die Erscheinung und zwingen alsdann die Hand, sie festzuhalten.

An dem schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert sich, selber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fusse liegt ein Dorf, welches manche grosse Bauernhöfe enthält, und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Äcker weithingestreckt, gleich drei riesigen Bändern neben einander. An einem sonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Äcker, und zwar auf jedem der beiden äussersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüst zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Tierchen summte ungestört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange, knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den ersten Blick den sichern, gutbesorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehosen von starkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemischt aussah. Wenn sie, auf ein Hindernis stossend, den Pflug fester fassten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrasierten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein

wenig blinzelnd in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemassen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuss um den andern vorwärts und keiner sprach ein Wort, ausser wenn er etwa dem Knechte, der die stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung; denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, dass der eine den Zipfel seiner weissen Kappe nach vorn trug, der andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und an einander vorüberkamen, so schlug dem, welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem andern, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorn sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weisse Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten beide ruhevoll und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe an einander vorbeizogen, still und langsam und sich mählich von einander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so

warfen sie denselben auf den wüsten Acker in der Mitte mit lässig kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen.

So war der lange Morgen zum Teil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines, artiges Fuhrwerklein sich näherte, welches kaum zu sehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinschaftlich den Vormittagsimbiss heranfuhren. Für jeden Teil lag ein schönes Brot, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgend ein Zutätschen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleissigen Meister mitgesandt, und ausserdem waren da noch verpackt allerlei seltsam gestaltete angebissene Äpfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgelesen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verschmierten Gesicht, welche wie ein Fräulein zwischen den Broten sass und sich behaglich fahren liess. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoss und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindenbusches, welches da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben Jahren und ein Dirnchen von fünf, beide gesund und munter, und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als dass beide sehr hübsche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und treuherziges Ansehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, steckten den Pferden etwas Klee vor und liessen die Pflüge in der halb vollendeten Furche stehen, während sie als gute Nachbaren sich zu dem gemeinschaftlichen Imbiss begaben und sich da zuerst begrüssten; denn bislang

hatten sie sich noch nicht gesprochen an diesem Tage.

*

In dieser Sprache ist auf den ersten Blick nichts ungewöhnlich und absonderlich. In ihrer selbstverständlichen Einfachheit scheint Kellers Idiom sich jenem Normaltyp der deutschen Sprache zu nähern, den es zwar nie und nirgends gegeben hat, der aber bei aller Betrachtung sprachlicher Erscheinungen stillschweigend als verschwommener und schwankender Vergleichswert vorausgesetzt wird. Alles ist klar und natürlich, ungesucht und schlicht gesagt. Keller hat selber über seinen Stil sich folgendermassen geäussert: «Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen: ich fürchte immer manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund vollnehmen und passioniert werden wollte.» Und man weiss, dass ihn in C. F. Meyers wählerischer Sprachkunst der «leise Hang zur Maniertheit, wo nicht Affektation des Stils» geärgert hat. Kellers Sprache hält die Mitte zwischen nadelspitzer Prägnanz und breiter Allgemeinheit, zwischen lebendstrotzender Anschaulichkeit und trocknem Bericht, zwischen weitschweifender Fülle und karger Knappheit.

Stehen zwei Beiworter beim Substantiv, so ist das zweite nicht eine bestätigende Wiederholung des ersten, sondern bringt ein neues Merkmal: prächtige lange Äcker – brach und wüst – lange, knochige Männer – in der stillen goldenen Septembergegend – ganz krause, dunkle Haare – ein feuriges und treuherziges Aussehen.

So steht es auch um die doppelten adverbialen Bestimmungen und Verbaussagen: ruhig und aufmerksam – still und langsam – zusammentrafen und aneinander vorbeikamen – hinabgingen und verschwanden. Die abrundende Zwillingsformel, die zweimal Gleches oder Ähnliches aussagt und für Stifters verweilende und ausmalende Darstellungsweise so bezeichnend ist, sucht man vergebens. Nein,

abgerundet und geglättet ist Kellers Stil nicht. Im Gegenteil, wenn man auf der Achse zwischen den beiden Stilkategorien: glatte Eleganz und plumpe Schwerfälligkeit einen Ort für Kellers Sprache bestimmen wollte, so dürfte man nicht, wie bei den eben genannten gegensätzlichen Stilkategorien, die Mitte wählen, sondern müsste nahe an die Schwerfälligkeit heranrücken. Keller ist nicht wortgewandt, ist es vor allem in seiner Frühzeit nicht. Der dreiste Leser kann aus dem Abschnitt aus «Romeo und Julia auf dem Dorfe» ohne grosse Mühe eine stattliche Reihe von Ausdrücken zusammenstellen, in denen der Gedanke seine angemessene sprachliche Fassung nicht gefunden hat:

pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Äcker, und zwar *auf jedem der beiden äussersten*.

verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen

Für jeden *Teil lag* ein schönes Brot, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgendein Zutätschen in dem Wagen.

Hierher gehören auch der häufige Gebrauch des schwerfälligen Relativpronomens *welcher* (elfmal neben sechsmal *der*) und das zweimalige *derselbe* in dem Satz: Wenn sie einen Stein... fanden, so warfen sie denselben auf den wüsten Acker..., was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war. (Dass Keller die Fürwörter *welcher* als Relativum und *derselbe* als Personale in späteren Jahren selber als unangemessen und schwerfällig empfand, beweisen die zahlreichen Änderungen in der zweiten Fassung des «Grünen Heinrich».)

Auch der Rhythmus dieser Prosa ist schwerfällig, ja stellenweise holprig. Nirgends zeigt die Bewegung der betonten und unbetonten Silben auf kurze Strecken regelmässig wiederkehrenden Wellenschlag, wie etwa bei Nietzsche oder auch noch Kleist. Man lese einmal eine Anekdote Wilhelm Schäfers mit ihrem deutlich hörbaren ja-

bischen Schritt daneben. Auch der Satzschluss, die sogenannte Klausel, zeigt keine Übereinstimmung im Rhythmus.

Was nun den Satzbau angeht, so wiederholt sich hier die Klarheit und Schlichtheit, die in der Wortgebung waltet. Da gibt es keine verzwickten Konstruktionen, keine umständlich geschachtelten Sätze. Haupt- und Nebensätze halten sich ungefähr die Waage. Der Aufbau ist immer sofort überschaubar. Die Länge der Sätze ist ziemlich gleichmässig, kein Satz unter zwei Zeilen, keiner über sechs, ein Satz von acht Zeilen ausgenommen, der eine Aufzählung gibt (Für jeden Teil lag...). Kein rasches Abbrechen, kein langes Hinziehen. Gleichmässig ruhig zieht der Fluss der Erzählung vorüber, ohne Katarakte und ohne Stauungen. Alle Sätze mit zwei Ausnahmen beginnen mit dem Hauptsatz. Das tun auch Stifters Sätze, aber ein grosser Unterschied ist festzustellen: bei Stifter ein Absinken von Stufe zu Stufe, vom Hauptsatz zu den Nebensätzen ersten, zweiten, dritten und vierten Grades. Hier jedoch finden wir den Nebensatz vierten Grades gar nicht, den Nebensatz dritten Grades nur als Ausnahme (zweimal), dagegen sehen wir häufig, wie der Hauptsatz kräftig wieder aufgenommen wird und sechsmal sogar die Periode schliesst. So verleiht also der Beginn des Satzes mit dem Hauptsatz im Gegensatz zu Stifters mattem Absinken der Sprache Kellers Festigkeit und Kraft.

Die kleine Probe der Prosa Kellers gibt ein Landschaftsbild, in dem freilich die Staffage eine grössere Rolle spielt als die Landschaft. Nun weiss man, dass Keller ähnlich wie Stifter sich eine Zeitlang zum Maler berufen gefühlt hat, und man könnte versucht sein, anzunehmen, dass auf Grund dieser Übereinstimmung auch die sprachliche Gestaltung des Bildes wesensähnlich sein müsse. So viel ist richtig, dass in beiden Fällen das aufnehmende und die Phantasie speisende Sinnesorgan das Auge ist, und zwar bei Keller noch ausschliesslicher als bei Stifter. Denn in Stifters Landschaft zirpt

und schleift, singt, schnarrt und summt, piept und läutet es noch; in Kellers Landschaft ist alles still, nur die geflügelten Tierchen summen auf dem wüsten Acker, und zuweilen unterbricht ein fernes Geräusch die Stille des Landes. Nicht als ob sonst keine Gelegenheit da wäre, etwas zu hören: das Schnauben der Pferde, Knirschen der Pflugschar, Klirren der Ketten, Knarren des grünen Kinderwälchens. Kellers Landschaft wird nicht gehört, sie wird gesehen. Aber auch das Sehen ist bei Stifter und Keller nicht gleichartig. Stifters Landschaft scheint mit Farben, und zwar in feinsten Abtönungen, gemalt; Kellers Landschaft wirkt als Zeichnung oder noch richtiger: als Plastik. Die weissen Zipfelmützen und das grüne Wälchen sind die einzigen, freilich recht grellen Farbflecke, sonst sehen wir nur Striche und Formen. Besonders aufschlussreich in dieser Hinsicht sind die Vergleiche: Die langen Äcker auf der Anhöhe liegen gleich *drei riesigen Bändern* nebeneinander; an den Kniehosen sieht jede Falte wie in *Stein gemeisselt* aus; die beiden Pflüger gehen hinter der Wölbung des Hügels hinab wie zwei *untergehende Gestirne*.

An liebevoll ausgestatteten Einzelheiten ist Kellers Schilderung weniger reich als die Stifters (immerhin fehlen sie nicht: die Fracht des Kinderwagens zum Beispiel). Statt der Vielheit von Einzelheiten herrscht hier die Einheit des Ganzen. Wir erhalten eine deutliche Vorstellung von der Erdwelle mit den drei langgestreckten Äckern. Fast alle Einzelangaben helfen mit, dieses Gesamtbild dem Leser einzuprägen: das Pflügen auf den beiden äusseren Äckern, das Spiel des Windes mit den Zipfelmützen auf der Höhe, das Aneinandervorbeiziehen und hinter die Wölbung des Hügels Hinabsteigen der Bauern, das Heraufkommen des Kinderwagens. Hier sind wieder die Vergleiche mit den Bändern und den untergehenden Gestirnen heranzuziehen. Auch sie dienen der Vereinheitlichung des Landschaftsbildes: Wölbung mit drei Streifen.

Wenn man sich in den astronomischen

Vergleich recht vertieft, glaubt man noch eine andere Wirkung zu verspüren. Der Vergleich dient nicht nur zum plastischen Herausarbeiten eines einheitlichen Bildes, er hat auch Stimmungswert. Etwas von dem Gefühl der Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Gestirne fliesst in die Vorstellung der pflügenden Bauern, deren Arbeit die uralteste und zugleich ewig gültige und daher heiligste ist. «Es war schön anzusehen», sagt Keller, «wenn sie so auf der Höhe aneinander vorbeizogen». Er nickt Beifall zu diesem Tun, und nicht nur dazu: die ganze Schilderung ist mit offenkundiger Billigung vorgetragen, aber ohne dass das Geschaute gefühlvoll idealisiert wird, wie es Stifter tut. Mit welcher Liebe sind die Gestalten der *sichern, gutbesorgten Landwirte* gezeichnet, die mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit hinter den *stattlichen Pferden* herschreiten. Und Welch warmes Wohlwollen verrät sich in der Schilderung des *Kinderwälchens, des kleinen, artigen Fuhrwerkleins*, gezogen von einem Jungen mit *hübschen Augen* und einem *kleinen Ding von Mädchen*, einem *Dirnchen* von einem *feurigen und treuherzigen Aussehen*, die ihren Vätern ausser Brot und Wein noch *Zutätschen* von der zärtlichen Bäuerin herauffahren. Man beachte die vielen Diminutiva! Es ist, als wenn ein Vater mit seinen Kindern plauderte. Hier spricht sich eine warme Teilnahme an allen Dingen und Vorgängen der Erde und des Lebens aus, ein freudiges Jasagen und eine Lust des Schauens, die noch den alten Keller die berühmt gewordenen Verse hat formen lassen:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!

Aus: Wilhelm Schneider: «Deutsche Kunstprosa», Deutschkundliche Bücherei, Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Heutiger Sitz des Verlages: Heidelberg.